

«Das Tamtam um die Masken ist nicht richtig»

Josef Widler, der Chef der Zürcher Ärztesgesellschaft, fühlt sich als Vertreter von 6000 Mediziner*innen von den Behörden ignoriert



Josef Widler in seiner Hausarztpraxis in Zürich Altstetten. Er sagt: «Wir haben viel zu spät bemerkt, dass die Leute aus Angst mit ernsthaften Sachen nicht mehr zu uns gekommen sind.»

SIMON TANNER / NZZ

RAFFAELA ANGSTMANN

Ende Februar sass der Chef der Zürcher Ärztesgesellschaft, Josef Widler, mit der Regierungsrätin Natalie Rickli und anderen Experten vor Medienvertretern. Er informierte über die Pandemie. Es war ein launiger Auftritt. «Es herrscht noch kein Rambazamba», schilderte der Hausarzt aus eigener Erfahrung, und er mahnte zur Ruhe: «Es ist wichtig, dass wir deeskalieren.» In den ersten Monaten der Corona-Zeit war Josef Widler medial präsenter als sonst, er schien das Rampenlicht zu suchen. Der Tele-Züri-Moderator Markus Gilli sagte einmal: «Er gehört schon fast zur Tele-Züri-Familie.» Widler trat in der Arena auf und in digitalen Politikdiskussionen. «Plötzlich war er der «Mr. Corona» des Kantons Zürich – oder wollte es sein», sagt eine Kantonsrätin, die ihn gut kennt.

Dieser Mr. Corona vertritt im Kanton Zürich 6000 Ärztinnen und Ärzte. Widler kämpft öffentlich gegen die Angst vor Corona. Er glaubt, dass wir lernen müssen, mit dem Virus zu leben. Anstatt für strengere Lockdown-Massnahmen wirbt er für Vernunft. Dabei nimmt er kein Blatt vor den Mund – und kritisiert auch die Gesundheitsdirektion.

Es ist nicht erstaunlich, dass gerade ein Hausarzt gegen den aus seiner Sicht ängstlichen Umgang mit dem Virus kämpft. Wie viele alte Menschen betreut, wird häufig mit der eigenen Sterblichkeit konfrontiert. Auch in Widlers Privatleben war der Tod früh präsent: Als er 11 Jahre alt war, kam sein erst 40-jähriger Vater bei einem Motorradunfall ums Leben. Widlers Grossvater war im selben Alter wie sein Vater an einem geplatzten Blinddarm gestorben. Als Kind entging Widler dem Tod selbst nur knapp. Es war ein Schlüsselmoment, der in ihm den Wunsch weckte, Arzt zu werden.

Als er 7 Jahre alt war, platzte sein Blinddarm. Als sein Kinderarzt aus den Ferien zurückkam, war der Bauch bereits voller Eiter. Man sagte den Eltern, die Chancen stünden 50:50, dass der Knabe überlebe. Nach einer Woche im Spital konnte Widler erstmals aufstehen, er zitterte, klagte über Bauchweh. Die Krankenschwester habe ihn nicht ernst genommen, schildert er. Mitten in der Nacht: Darmverschluss. Wieder wurde der Bub operiert. Man entfernte ihm ein Stück des Darms. Eine Anästhesistin machte bei ihm die Venenfreilegung. Sie schnitt seinen Arm auf und befestigte Klammern. Er klagte über Schmerzen, sie habe entgegnet: «Tu nicht blöd, das tut nicht weh.» Dieses Erlebnis prägte ihn. Er sagt: «Wenn mein Patient sagt, dass es weh tut, dann tut's weh.»

Der Quartierarzt

Widler ist heute 66-jährig. Neben den Ämtern als Präsident der Ärztesgesellschaft des Kantons Zürich (AGZ) und als CVP-Kantonsrat arbeitet er 50 Prozent in einer Praxis, die früher ihm gehört hat und heute von seiner Tochter Corinne Widmer-Widler geführt wird. Widler ist bei ihr angestellt. Einmal pro Woche übernimmt Widler die Visite in der Krankenstation Friesenberg. Seit 30 Jahren ist er dort als leitender Arzt tätig. Alle 24 Bewohner sind über 70, viele leiden an Demenz. Die Patienten stammen aus dem Quartier – so wie Widler selbst. Er ist als 6-Jähriger von Wipkingen nach Friesenberg gezogen.

Ein Donnerstag im Juli: Eine 90-Jährige schiebt einen Rollator zu Widler ins Sprechzimmer. Für den Doktor hat sie die Haare gewaschen, Strümpfe und Rock angezogen – roten Lippenstift aufgetragen. Körperliche Beschwerden nehmen oft nur einen kleinen Teil der Sprechstunde ein. So schwärmt die Patientin zunächst vom täglichen Spa-

ziergang zum Friedhof Oberer Friesenberg, den sie während des Lockdown nicht machen durfte, bevor sie über ihre Rückenschmerzen klagt. Widler fragt: «Haben Sie die Schmerzmittel genommen?» – «Nein.» Er bleibt gelassen, obwohl sie seine Empfehlung wiederholt ignoriert hat. «Haben Sie eine Schlägerei gehabt?», fragt Widler, als die Patientin ihm einen blauen Fleck am rechten Arm zeigt. Sie sei nach einem Toilettengang gestürzt. «Png!» habe es gemacht, sagt sie. «Zum Glück haben Sie einen harten Kopf!», sagt er. Da lächelt sie beschämt hinter vorgehaltener Hand.

Gegen Abschottung

In der Krise gingen die Menschen deutlich weniger zum Hausarzt. «Wir haben viel zu spät bemerkt, dass die Leute aus Angst mit ernsthaften Sachen nicht mehr zu uns gekommen sind», sagt Widler beim Gespräch in der Hausarztpraxis in Zürich Altstetten. Das sehe man am deutlichen Rückgang der gemeldeten Herzinfarkte und Hirnschläge. Einer seiner Patienten meldete sich beinahe zu spät wegen eines geplatzten Blinddarms.

Die meisten von Widlers Patienten sind betagt. Widler kritisiert die Praxis, Pflege- und Altersheime in der Krise abzuschotten. «Wir schützen die Alten zu Tode», mahnt er. «Wenn das Grosi seinen Enkel ein halbes Jahr nicht sehen kann, ist das auch nicht so gesund.»

Bei der Arbeit beobachtet er die Folgen des Lockdown. Die Isolation und die Angst setzten den Menschen zu. Angsterkrankungen traten häufiger auf. Eine Patientin sei so einsam gewesen, dass sie zweimal am offenen Fenster gestanden sei. Sie sei nur deswegen nicht gesprungen, weil sie Angst hatte, dass sie danach nicht tot, sondern nur gelähmt sein könnte. «Waren es die psychischen Schäden bei den alten Leuten wert, die Infektionszahlen niedrig zu halten?»,

fragt Widler. «Ich finde nicht.» Der Arzt freut sich, dass Bewohner der Residenz Spigarten in Altstetten, wo er ebenfalls als ärztlicher Leiter tätig ist, wegen der «Gefangenschaft» reklamierten. «Es gab Altersheime, die verboten es den Leuten, zum Arzt zu gehen.»

«Wir kennen die Stolpersteine»

Josef Widler ist ein Mann der Praxis – und er hat eine klare Vorstellung, wie die Krise bewältigt werden sollte. «Testen, testen, testen» als Konzept hält er für falsch, denn als Arzt interessiere er sich nicht für die positiv Getesteten, sondern für die Kranken. «Es gibt ja kein Medikament gegen Corona, dann kann man einen leichten Verlauf ohnehin nur symptomatisch behandeln, wie eine Grippe. Wenn Atemnot besteht, dann muss man aber sofort reagieren», sagt Widler. Er würde vor allem die Personen im Umfeld der Risikopatienten testen.

Seine Empfehlungen versuchte er zu Beginn der Krise im Hintergrund bei der Gesundheitsdirektion einzubringen – ohne Erfolg. Seine Meinung sei erst gefragt gewesen, als das Vorgehen bereits festgestanden sei, sagt er. «Man muss die praktizierenden Mediziner einbeziehen bei der Entwicklung der Konzepte, nicht erst danach», bemängelt er, «denn sie kennen die Stolpersteine.» Widler stört sich daran, dass die Verwaltung den Ärzten Entscheidungen aufgedrückt habe und dass «Juristen und Polizisten» über die Gesundheit der Bevölkerung entscheiden würden. In der Juli-Ausgabe der «Ärztzeitung» hat er in einem Editorial angekündigt, er werde sich bei der nächsten Pandemie dafür einsetzen, dass ein Arzt oder eine Ärztin aus der Praxis im Fachstab der kantonalen Führungsorganisation vertreten sei.

Das würde auch die FDP-Kantonsrätin und Kinderchirurgin Bettina Balmer begrüssen, die im Vorstand der

AGZ sitzt. «In erster Linie ist es eine medizinische Krise. Die Spitäler und die Ärzte in den Praxen hätten direkter eingebunden werden sollen – oder auf alle Fälle wäre es angebracht gewesen, einen klaren Kommunikationsweg mit der Ärzteschaft aufzuzeigen und einzuhalten», sagt sie.

Angesprochen auf Widlers Kritik, geht die Gesundheitsdirektion nicht auf die einzelnen Kritikpunkte ein, sondern antwortet nur: «Die Ärztinnen und Ärzte der Gesundheitsdirektion stehen in regelmässigem Austausch mit der Ärzteschaft im Kanton Zürich. Das nächste Gespräch zwischen der Gesundheitsdirektion und Herrn Widler findet Anfang September 2020 statt.»

Praxen nicht vorinformiert

Als der Bund Ende Juni ankündigte, die Kosten für Corona-Tests zu übernehmen, waren die Ärzte vorab nicht darüber informiert worden. Vor der Permanence beim Zürcher Hauptbahnhof etwa bildeten sich Warteschlangen. Doch das medizinische Personal wusste noch gar nicht, wie die Tests verrechnet werden sollten. In aller Eile sammelte die Ärztesgesellschaft Informationen und verschickte die Angaben in ihrem Newsletter. Was die Gesundheitsdirektion dazu verschickt hatte, war Widlers Ansicht nach nicht «dokortauglich».

Josef Widler setzt sich für die Ärzte ein. In der Juli-Ausgabe der «Ärztzeitung» schrieb er, dass die Zeit der Tarifenkungen für die Arztpraxen vorbei sein müsse. «Seine Politik ist oftmals geprägt von seiner Arbeit als Chef der Ärztesgesellschaft», sagt Linda Camenisch, FDP-Kantonsrätin und langjähriges Mitglied der Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit. «Er ist ein Lobbyist. Wie viele betreibt er Klientelpolitik. Das muss man einfach wissen, wenn man mit Sepp Vorstösse macht.»

Früh in der Krise schloss Widler sich der damaligen Haltung des Bundesamts für Gesundheit an, dass Masken eine falsche Sicherheit vorgaukelten, weil man damit nicht primär sich selbst, sondern vor allem das Gegenüber schütze. Die meisten Ansteckungen, sagt Widler, erfolgten im eigenen Haushalt, darauf müsse man sich konzentrieren. Es gebe keine Zahlen zu Ansteckungen im öffentlichen Verkehr. «Das Tamtam, das man um die Maskenpflicht macht, ist momentan nicht richtig.» Deshalb hält er auch die nun beschlossene Traggpflicht in den Läden für «eher nicht so gescheit». Ihm fehle eine stichhaltige Begründung dafür, es handle sich wohl eher um einen symbolischen Akt. Der grosse Nutzen der Masken sei nicht belegt. «Tatsache ist ja zumindest, dass die Zahlen nicht gesunken sind, seit alle Leute im öV Masken tragen». Die Einhaltung von Abstands- und Hygieneregeln sei viel zentraler.

Diese Meinung liess er auch mehrmals im Kantonsrat durchblicken. Dort stösst Widlers entspannter Umgang mit der Pandemie auch auf Unverständnis. «Mittlerweile wurde bewiesen, dass die Masken auch den Träger schützen», sagt Camenisch. «Ich hätte mir von ihm als Experten da eine Leader-Funktion gewünscht.» Seine lockere Art, mit der Krise umzugehen, eckt an. Nach Fernsehauftritten wurde Widler vorgeworfen, er verharmlose das Virus – auch von Ärzten. Widler sagt: «Covid-19 ist eine ernsthafte Krankheit, ich will dies überhaupt nicht bagatellisieren, aber Angst bringt nichts.»

Fast immer erreichbar

Wer mit ihm nicht einig ist, kann Widler anrufen. Seien es seine Patientinnen und Patienten, die Medien oder seine Enkel – Widler nimmt das Telefon fast jederzeit ab. Die ständige Erreichbarkeit ist ein Attribut, das eine alte Garde von Hausärzten noch auszeichnet. «Heimarzt – das machen nur noch ältere Männer wie ich.» Viele könnten das gar nicht mehr anbieten. Unter den Jungen, die nachrücken, gibt es immer mehr Teilzeitarbeitende. Gemeinschaftspraxen sind im Trend.

Zumindest für seine leitenden Stellen hat Widler eine Nachfolgerin gefunden. Seine Tochter wird nach ihm die medizinische Verantwortung in der Residenz Spigarten übernehmen. Dort hielt er zur Orientierung in der Pandemie zwei Vorträge für die Bewohner und Angestellten. Zuletzt Ende Juli – in sei-

nen Ferien: Widler geht raschen Schrittes zum Rednerpult. Er trägt einen beigen Sakko, sein weisses Haar ist leicht zu einem Seitenscheitel gekämmt. Auf ein gepflegtes Auftreten legt er viel Wert. Wenn er mit den Armen gestikuliert, fällt der Goldring an seinem Finger auf. Darauf ist sein Familienwappen eingraviert. Obwohl Widler immer frei spricht, verhaspelt er sich nie. Seine Reden sind so zielorientiert wie sein Gang. «Das ist doch keine zweite Welle!», sagt er und zeigt in seiner Powerpoint-Präsentation auf die Ansteckungskurve der vergangenen Monate. Er vergleicht die durchschnittlich 200 positiven Tests pro Tag im Juli mit dem Peak Ende März mit rund 1500 Ansteckungen. Es gebe nicht viel Neues seit März und noch viele Unbekannte, erklärt der Heimarzt. «Wir wissen noch nicht, wie viele Viren es braucht, damit wir krank werden.»

«Vergessen Sie die Impfung, es gibt ja noch keine», sagt Widler weiter. Selbst wenn es bald eine Corona-Impfung gäbe, würde er davon abraten, sich sofort impfen zu lassen, da sei nicht sauber getestet worden. Der Arzt empfiehlt den Zu-

«Tatsache ist, dass die Zahlen nicht gesunken sind, seit alle Leute im öV Masken tragen. Die Einhaltung von Abstands- und Hygieneregeln ist viel zentraler.»

hören die Grippeimpfung, weil schwer Erkrankte sonst im Spital Platz einnehmen würden, den man vielleicht für Corona-Patienten brauche. Josef Widler ist der Ansicht, dass die Gesellschaft mit dem Tod nicht mehr umgehen kann. Niemand bereite einen mehr darauf vor. Früher habe der Pfarrer diese Aufgabe übernommen. «Natürlich ist es tragisch, wenn jemand stirbt, aber ab einem gewissen Alter muss ich damit rechnen», sagt er zum Publikum in Altstetten. Wenn man jetzt logisch weiterdenke, dürfte es auch keine Grippetoten mehr geben. Er will in der Krise dem Individuum die Eigenverantwortung zurückgeben. Es gehe nicht darum, die Schuld bei den anderen zu suchen, sondern man müsse sich selbst und seine Umgebung schützen. «Wir Alten müssen für uns schauen», sagt er den Zuhörern.

Dann ist er am Ende seines Vortrags angelangt. Er schaut ins Publikum und wartet noch einige Sekunden auf letzte Fragen, dann gibt er den Seniorinnen und Senioren noch mit auf den Weg: «Hebed Sie Sorg, und gnüssed Sie s Läbe!»